

Helvetia liegt in den Appalachen

Vor 150 Jahren gründeten Schweizer Auswanderer im amerikanischen Hinterland von West Virginia einen Weiler, der die eidgenössischen Traditionen bis heute aufrechterhält. Doch eine Apokalypse sucht den Ort online heim

DAVID SIGNER (TEXT)
UND JONAS KAKÓ (BILDER), HELVETIA

Es ist, als würde man das Haus der Grosseltern irgendwo in der ländlichen Schweiz besuchen. Im Speisesaal der Gaststube «Hütte» stehen vergilbte Fotos und eine alte Kaffeemühle auf einem Gestell. An der Wand hängt ein gemalter Alpaufzug. In einem Hinterzimmer verstaubt ein Harmonium unter einer Petrollampe. Das Tisch Tuch ist rot-weiss kariert, und bald schon bringt die Serviererin das Menu: Sauerbraten, Rösti, Sauerkraut mit Apfels und Käse. Die «Hütte» steht in Helvetia, West Virginia.

Der Ort existiert zweimal. Vermutlich kennen mehr Leute die fiktive Version aus dem bekannten Videogame «Fallout 76», einem Online-Rollenspiel. In diesem überleben die Menschen in einem Bunker einen Atomkrieg. «Helvetia» ist das postapokalyptische Trümmerfeld im Jahr 2102, das sie wieder besiedeln. Überlebende und Roboter irren durch eine atomar verseuchte Szenerie, in der die pedantisch imitierten Gebäude des wirklichen Helvetia erkennbar sind.

Kein Handy-Empfang

Das reale Appalachen-Dorf Helvetia hat gerade einmal 38 Einwohner. Schweizer Einwanderer liessen sich ab 1869 hier nieder, weil die hügelige Landschaft sie an die Heimat erinnerte. Helvetia ist so abgelegen, dass das Handy hier nicht funktioniert. Will man jemanden anrufen, fragt man im Restaurant, ob man das Festnetztelefon benutzen dürfe, oder geht zur Telefonkabine mit Münzeinwurf in der Dorfmitte. Die Notrufnummer ist gratis.

Braucht man Internet, geht man am besten in die Bibliothek, dort gibt es WLAN. Im Hinterzimmer ist das Helvetia Archive untergebracht. Dort kann man unter anderem die Original-Schweizer-Fahne besichtigen, die die Einwanderer vor 150 Jahren mitgebracht haben. Ein anderer wichtiger Treffpunkt ist das «Kultur-Haus». Es besteht aus dem Postbüro und dem Dorfladen, in dem auch eine Sammlung von Fasnachtsmasken aus Pappmaché ausgestellt ist. Neben lokal hergestelltem Käse und Honig finden sich im Laden Bücher wie zum Beispiel die Rezeptsammlung «Öppis Guets vu Helvetia». Es gibt allerdings niemanden mehr, der noch Schweizerdeutsch spricht.

Das real existierende, friedliche Helvetia erscheint wie das Gegenteil des Videogame-Helvetia und überhaupt wie ein Gegenentwurf zum modernen, zerrissenen Amerika. Aber von nahe betrachtet, ist es nicht so einfach.

Zu seinen besten Zeiten hatte Helvetia etwa 500 Einwohner. Das war um 1910, als viele von ihnen Arbeit in Kohleminen fanden. Aber dann ging es bergab mit der Kohleindustrie, die letzte Mine in der Umgebung schliesst gerade. Viele Häuser in Helvetia sind verlas-

sen und verlottern; die Bevölkerung ist überaltert. Die wenigen Kinder müssen im nahe liegenden Pickens zum Unterricht, das eigene Schulhaus schloss in den 1960er Jahren. Die Kirche steht zwar noch im Dorf, aber nur wenige kommen zum Gottesdienst. Die Jungen ziehen weg, weil es keine Arbeit gibt und weil sie das Leben hier als langweilig empfinden. Helvetia teilt dieses Schicksal mit vielen Orten in West Virginia, das als viertärmster Gliedstaat der USA gilt. Die hier besonders verbreitete Opioidkrise hat auch in Helvetia Opfer gefordert.

Die Einwohner von Helvetia fürchten, dass ihre Heimat verschwindet – eine kollektive Todesangst. Selbst die Schule in Pickens ist auf ein kritisches Mass geschrumpft; wenn sie schliesst, wäre dies wohl das Ende des Dorfes. Keine Familie würde mehr hierherziehen, die Gemeinschaft würde irgendwann aussterben und dem postapokalyptischen «Fallout 76»-Helvetia ähneln. Das macht das Game, obwohl es aus einer anderen Welt kommt, für die Leute aus Helvetia zu einer unheimlichen Warnung. Vielleicht klammern sie sich deshalb umso mehr an ihre Traditionen, in der Hoffnung, dass alles beim Alten bleibt.

Keiner versteht die Lieder mehr

Am Abend lädt Dave Whipp zum Raclette. Nach dem Essen und ein paar Gläsern Wein holt Joe McInroy die Gitarre hervor und stimmt alte Schweizerlieder wie «Gang rüef de Bruune» an, mit stark amerikanischem Akzent. Die Texte wurden zwar über die Generationen hinweg überliefert, aber niemand versteht sie mehr. Und so haben sich Abweichungen eingeschlichen. Es ist wie beim Spiel «Stille Post»: Man flüstert der nächsten Generation etwas ins Ohr, die das Gehörte so genau als möglich weitergibt, und trotzdem hat das, was am Ende herauskommt, kaum mehr etwas mit dem Anfang gemein.

Dave Whipp ist so etwas wie der Dorfhistoriker. Seine Führung durch Helvetia beginnt bei einer alten Holzhütte auf einer Wiese. Hier kam die Vorhut der Einwanderer im Spätherbst 1869 an. Vierzehn Männer und eine Frau hatten sich in einer beschwerlichen Reise von New York hierher aufgemacht. Sie bauten diese Blockhütte von etwa drei auf drei Metern, wo sie das erste Jahr in einem einzigen Raum verbrachten. Dann kamen die anderen nach. 1871 lebten 32 Personen hier.

Bald folgten weitere schweizstämmige Einwanderer aus anderen Teilen der USA wie auch aus Kanada, manche kamen sogar direkt aus der Schweiz. Es waren viele qualifizierte Berufsleute unter ihnen: Maurer, Zimmerleute, Maler, Käser, Lehrer, Musiker, Pfarrer, Ärzte, Uhr- und Schuhmacher. Diese Konzentration von verschiedensten Fähigkeiten zog weitere Zuwanderer an, und 1874 war die Bevölkerung schon auf 308 angewachsen. Auf dem Dorffriedhof



Der Ort zählt nur noch 38 Einwohner. Die Brücke führt zum Dorfladen von Helvetia, wo man auch telefonieren kann.



Lehmann-Töchter und Gain-Enkelinnen in ihren Trachten.



Helvetia ist bekannt für seine Fasnacht.

findet man vertraute Namen: Wenger, Roth, Daetwyler, Arnett, Hofer, Bürki.

Eine der wenigen, die weggingen und zurückkamen, ist Clara Lehmann. Sie wurde in Helvetia geboren. «Aber in meiner Jugend wollte ich bloss weg», sagt die heute 38-Jährige. Sie ging nach Minnesota, studierte Kunst, traf dort ihren Mann Jonathan und zog mit ihm nach Chicago. «Es gefiel mir gut, aber dann passierte etwas Unerwartetes: Ich bekam Heimweh nach Helvetia.»

Sie wagten einen untypischen Schritt. Sie zogen von der Millionenstadt ins Dorf und gründeten eine Videoproduktionsfirma namens Coat of Arms (auf Deutsch: Wappen). Ist es nicht seltsam, ausgerechnet in diesem abgeschiedenen Weiler, wo schon ein Internetanschluss eine Herausforderung darstellt, in so einer modernen Branche mitmischen zu wollen? «Das dachten wir erst auch», sagt Lehmann. «Aber nun stellt sich heraus, dass gerade dieser Peripheriestandort ein Vorteil ist: Das Leben abseits der Metropolen macht uns anders. Durch unsere überraschenden Zugänge stehen wir aus dem Mainstream heraus.»

Das Leben fliesst gemächlich

Einen Polizisten gebe es in Helvetia nicht, sagt Clara Lehmann. «Bei einem Problem wendet man sich besser an einen Nachbarn, der eine Waffe besitzt. Der nächste Polizeiposten ist eine Stunde entfernt.» Auch medizi-

nische Notfälle sind – trotz einer kleinen Krankenstation – eine Herausforderung. «Man ruft dann den Ambulanzwagen, fährt ihm aber schon einmal entgegen. Auf halber Strecke übergibt man den Patienten dem Sanitäter.»

Die Ablegenheit und die winzige Einwohnerzahl haben dazu geführt, dass der Ort von den USA gewissermassen vergessen wurde. Helvetia ist «unincorporated», das heisst, nicht in die Verwaltung eingegliedert. Negativ gesagt abgehängt, positiv gesagt auf sich gestellt und frei. Einen Gemeindepräsidenten oder eine politische Verwaltung sucht man vergeblich. Einmal wählten die Bewohner zum Spass den Dorfhund Jessie zum Bürgermeister.

Die öffentlichen Belange werden durch Klubs geregelt. Ihre Mitglieder sind unbezahlte Freiwillige. Die Bewohner achten darauf, dass niemand zu mächtig wird. Die direkte Demokratie schweizerischer Prägung entwickelte sich hier zu einer Art friedlicher Anarchie. Dazu passt, dass viele Bewohner sich weder als Republikaner noch als Demokraten sehen und bei den Wahlen eher auf die Person und ihr Programm als auf die Parteizugehörigkeit achten.

Während Tagen steht ein Knabe mit seiner Fischerrute am Buckhannon-Bach bei der Dorfbrücke und versucht eine Forelle zu fangen. Es ist offenbar immer dieselbe, er sieht sie herumschwimmen, aber sie will einfach nicht anbeissen. «Ich habe Zeit», sagt er und





Clara Lehmann mit Tochter bei den Postfächern im Dorfladen.



Heidi und Geissenpeter sind ein beliebtes Fotosujet.



Russell und Thrayron Morgan sind die Wächter der zwei Alphörner im Dorf.

wartet geduldig. Am gegenüberliegenden Ufer hat eine Frau einen Klappstuhl aufgestellt, badet die Füsse im Wasser und winkt den Vorbeigehenden zu. Der Spa-Bereich von Helvetia.

Aber wer meint, das Leben hier sei monoton und alle Helvetier gleichen sich, täuscht sich. Bei näherer Betrachtung stellt sich heraus, dass nicht nur Clara und Jonathan, sondern eigentlich alle «untypisch» sind.

Ein Veteran hütet die Alphörner

Thrayron Morgan stellt Käse her. «Ich habe das Rezept von meiner Grossmutter», sagt sie. Aber ähnlich wie bei den Liedern haben sich auch hier im Laufe der Überlieferung Abweichungen eingeschlichen. Der Käse ist gut, mit Schweizer Käse hat er allerdings nicht mehr viel gemeinsam. Alle warteten uns davor, nicht zu früh an ihre Türe zu klopfen. Sie ist offenbar als Einzige im Dorf eine Langschläferin. Zusammen mit ihrem Mann hütet sie in ihrem Haus einen der Schätze von Helvetia: die zwei Alphörner. Anlässlich ihrer silbernen Hochzeit gönnten sie sich eine Schweizreise und kauften im Auftrag des Dorfes ein handgefertigtes Alphorn. Es kostete die Gemeinschaft ein Vermögen. Spielen können Thrayron und ihr Mann Russell das Instrument nicht, dafür wartet er mit einer anderen Überraschung auf: «Taler swinging», wie er es nennt. Er holt ein Milchbecken und einen Fünfliber Jahr-

gang 1968 hervor und lässt ihn kreisen wie ein echter Appenzeller.

Dabei ist er ein waschechter Amerikaner. Er diente über vierzig Jahre in der US-Armee und war in Afghanistan, Honduras und Ägypten stationiert. Dem helvetischen Sog kann sich hier offenbar niemand entziehen. Er trifft sich auch gerne mit Freunden zum Jass. «Vielleicht werden die Traditionen hier sorgsamer gepflegt als in der Schweiz selbst», sagt Thrayron.

In der Nähe wohnt Nancy Gain mit ihrem Mann und den zwei Enkelköttern, die gerade die Schafe füttern und die Eier aus dem Hühnerstall holen. Sie zieht einen Bildband über Schweizer Trachten aus dem Gestell. Auf Basis der Fotos und der Beschreibungen schneidert sie mit anderen Frauen zusammen die traditionellen Kleider für die Feste. Am Nachmittag ziehen sich die Mädchen um und treffen sich mit Claras Töchtern in der «Star Band Hall» zum Volkstanz. Weil es an Knaben mangelt, müssen zwei der Mädchen deren Rolle einnehmen.

Der Einbruch der Moderne

Die «Fallout 76»-Geschichte begann damit, dass ein Fahrzeug mit einer Kamera auf dem Dach kreuz und quer durch Helvetia fuhr, ohne dass die Bewohner wussten, worum es ging. «Dann tauchten plötzlich seltsame Typen im Restaurant auf, die morbide Fragen stellten –

nach dem Friedhof, Todesfällen und so», erinnert sich die Filmproduzentin Clara Lehmann. Es stellte sich heraus, dass 2018 das Computerspiel namens «Fallout 76» auf den Markt gekommen war; es wurde auf Anheiß von etwa 14 Millionen Gamern gespielt, die ihre Figuren durch den Ort bewegen, der bis ins Detail Helvetia nachgebildet ist.

Das führte dazu, dass 2019 zum Höhepunkt des Kalenders in Helvetia, einer Kombination aus Fasnacht und Sechseläuten, massenhaft Gesichter auftauchten, die man hier noch nie gesehen hatte. An diesem Fest tragen die Bewohner selbstgebastelte Pappmaché-Masken und verbrennen eine Puppe, die den Winter symbolisiert. Normalerweise stehen Einheimische und zwei-, dreihundert Besucher aus den umliegenden Orten um das Feuer. Aber dann kamen auf einmal 2000 Personen, vorwiegend «Fallout 76»-Fans. Die Bewohner von Helvetia waren überfordert. Die Gamer trugen zum Teil futuristische Kostüme, die vom Computerspiel inspiriert waren. Sie wollten sogar einen eigenen «Fallout 76»-Umzug durchführen. «Wir diskutierten das Anliegen an einer Gemeindeversammlung», sagt Lehmann. Beim Balanceakt zwischen Bewahrung und Innovation entschieden sie sich gut schweizerisch für einen Kompromiss: «Wir kamen zum Schluss, dass wir eine spezielle Tour für die Gamer anbieten werden, aber den Charakter des Festes und des Dorfes beibehalten wollen.»

Der US-Diplomat, der sein Land hasste

Manuel Rocha spionierte jahrzehntelang für Kuba

DAVID SIGNER, CHICAGO

Er war ein amerikanischer Karriere-Diplomat, unter anderem Botschafter in Bolivien und Mitglied im Rat für nationale Sicherheit. Er hatte Zugang zu «Top Secret»-Militärinformationen und galt als rechtskonservativer Trump-Bewunderer. Aber Manuel Rocha führte ein Doppelleben. In Wirklichkeit verabscheute er die USA und spionierte vierzig Jahre lang für Kuba. Erst kürzlich konnte ihn ein FBI-Ermittler, der sich als kubanischer Agent ausgab, überführen.

Der amerikanische Justizminister Merrick Garland sagte, es handle sich um einen der gravierendsten Fälle von Unterwanderung in der Geschichte der USA. Es ist höchst selten, dass jemand in einer so hohen Position über so lange Zeit unentdeckt operieren kann.

Jugend in Harlem

Während der Treffen mit dem verdeckten FBI-Mitarbeiter, so das Ministerium, habe sich Rocha wie ein Vertreter Havannas verhalten, die USA als «Feind» bezeichnet, von Kuba als «wir» gesprochen und den verstorbenen kubanischen Staatschef Fidel Castro gepriesen. Kurz nach dem Gespräch wurde der 73-Jährige im Dezember in Miami verhaftet und angeklagt. Voraussichtlich im Januar muss er vor Gericht erscheinen.

Rocha wurde in Kolumbien geboren und wuchs bei seiner alleinerziehenden Mutter, einer Schneiderin, in ärmlichen Verhältnissen im New Yorker Quartier Harlem auf. Dank einem Stipendium konnte er ein gutes College besuchen und in Yale und Harvard studieren. Seine Karriere im Aussenministerium begann 1981. Nach Stationen in der Dominikanischen Republik, Honduras und Mexiko war er von 1994 bis 1995 Mitglied des Rats für nationale Sicherheit. Anschliessend fungierte er bis 1997 als Nummer zwei in der US-Vertretung in Havanna.

Dass ein Diplomat, der heimlich für Kuba arbeitete, ausgerechnet in Havanna die Interessen der USA vertreten sollte, sei ein Albtraum-Szenario, schrieb der Autor und frühere Geheimdienstmitarbeiter Jim Popkin nach Rochas Verhaftung. In der Zeit von Rochas Stationierung in Havanna fiel der Abschuss zweier Flugzeuge der kubanisch-amerikanischen Anti-Castro-Organisation «Brothers to the Rescue» 1996 durch die kubanische Armee.

Man nimmt an, dass dies eine gezielte Provokation Havannas war, um die Beziehungen zu den USA eskalieren zu lassen. Der damalige Präsident Bill Clinton stieg nicht darauf ein. Rocha behauptete gegenüber dem verdeckten FBI-Agenten, er sei für die Operation verantwortlich gewesen. Von Havanna wurde Rocha nach Argentinien versetzt, und im Jahr 2000 wurde er schliesslich Botschafter in Bolivien. Daneben war er beim United States Southern Command tätig, das die militärischen Operationen der USA in Lateinamerika koordiniert.

Der Skandal um Morales

2002, vor der Präsidentschaftswahl in Bolivien, kam es zu einem Skandal: Rocha drohte, vermutlich ohne Absprache mit Washington, die USA würden Bolivien die Unterstützung entziehen, falls der linke, von Kuba unterstützte Kandidat Evo Morales gewinnen sollte. Die undiplomatische Äusserung führte zu nationalistic, anti-amerikanischer Empörung, die die Popularität von Morales schlagartig ansteigen liess. Er wurde zwar nur Zweiter, nach Gonzalo Sánchez de Lozada, aber drei Jahre später gewann er die Wahl.

Sánchez beschwerte sich in Washington über Rochas Einmischung; der Skandal beendete seine diplomatische Karriere. Rocha wechselte danach in die Privatwirtschaft, er war aber weiterhin auch für Kuba tätig. Seinerzeit nahm man an, Rochas Äusserung sei einfach unbedacht gewesen. Nach seiner Enttarnung wird jetzt aber vermutet, dass die vordergründig Morales-kritische

Drohung wohlkalkuliert war, um dem Politiker zum Durchbruch zu verhelfen.

Angeblich war Rocha ziemlich geldgierig, aber bei seiner Agententätigkeit spielten finanzielle Anreize keine Rolle. Er reichte seine wertvollen Informationen aus ideologischen Gründen weiter. Seine rechtslastigen Überzeugungen waren eine Maske, die er sich zugelegt hatte, um seine wahre Gesinnung zu verschleiern. Er wirkte selbstsicher, ja arrogant. Einmal sagte er einem renommierten Professor: «Der Unterschied zwischen uns ist, dass ich Geschichte mache, während Sie über mich schreiben werden.» Trotz allem litt er laut Weggefährten unter Minderwertigkeitsgefühlen wegen seiner ärmlichen, südamerikanischen Herkunft; offenbar fühlte er sich stets als «Underdog» unter all den Elite-Angehörigen, mit denen er verkehrte.

Selbst engste ehemalige Mitarbeiter äusserten sich schockiert, als sie von seinem Doppelleben erfuhren. Er spielte die Rolle des exquisit gekleideten, ge-



Manuel Rocha
US-Diplomat
in Havannas Diensten

bildeten und eloquenten Ivy-League-Absolventen perfekt. Niemand kam auf die Idee, dass sich dahinter ein fanatischer Staatsfeind und Revolutionsromantiker verbarg. Er machte sich sogar die Mühe, sein eher linksliberal eingestelltes Umfeld mit konservativen E-Mails und Artikeln zu bombardieren.

Man nimmt an, dass er von Havanna nicht rekrutiert wurde, sondern sich freiwillig zur Verfügung stellte und bewusst Posten anpölte, die ihm Zugang zu für Kuba wertvollen Informationen verschafften. Wie das FBI letztlich auf ihn aufmerksam wurde, ist nicht bekannt.

Nie überwundene Verletzungen

Seine ehemaligen Kollegen sagen, Rocha sei wie viele andere Studenten aus Südamerika in den siebziger Jahren politisiert und radikalisiert worden – als Reaktion auf den von den USA geförderten Putsch Pinochets in Chile, der 1973 die Präsidentschaft des Sozialisten Allende beendete. Rocha hielt sich damals in China auf. Erklärungsbedürftig ist weniger die jugendliche Schwärmerei für Fidel Castro und Che Guevara als die Treue zu Havanna als Erwachsener. Die meisten seiner Altersgenossen gingen irgendwann desillusioniert auf Distanz zum diktatorischen Regime Castros.

Aber offenbar waren die Verletzungen aus seinen frühen Jahren und der Wunsch nach Rache grösser als sein politischer Realismus. Mitarbeitern erzählte er oft, wie er als Junge in Harlem gehänselt worden sei. Ein alter Kollege sagte, Rocha habe alles im Leben den USA zu verdanken; dessen Biografie sei die Verkörperung des amerikanischen Traums. Er verstehe nicht, wie sich ausgerechnet so jemand gegen das Land habe wenden können.

Abgesehen von den menschlichen Kosten – Rocha hat zweifellos zahlreiche kubanische Regimegegner, die sich ihm anvertrauten, denunziert – ist gravierend, dass Havanna seine Informationen wohl mit den Russen teilte. Der FBI-Agent, der Rocha überführte, fragte ihn laut Gesprächsprotokoll, ob er immer noch ein Verbündeter Havannas sei. Da bekommt Rocha einen Wutanfall, fällt aus der Rolle des Gentleman und poltert wie ein ungehobelter Macho: «Das macht mich wütend! Willst du meine Männlichkeit infrage stellen? Ich werde dir zeigen, dass ich Eier habe! Ich habe sie, ich habe sie!» Man erhält den Eindruck, seine ganze Karriere sei bloss ein Spuk gewesen und er selbst immer noch ein mitteloser Junge, der sich auf der Strasse Respekt verschaffen muss.